

Tim Raupach

### Zwischen Sein und Sollen: Moderne Massenmedien als Agenturen sozialer Ordnung

2010

<https://doi.org/10.25969/mediarep/14555>

Veröffentlichungsversion / published version

Sammelbandbeitrag / collection article

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Raupach, Tim: Zwischen Sein und Sollen: Moderne Massenmedien als Agenturen sozialer Ordnung. In: Stephanie Großmann, Peter Klimczak (Hg.): *Medien – Texte – Kontexte*. Marburg: Schüren 2010 (Film- und Fernsehwissenschaftliches Kolloquium 22), S. 340–355. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/14555>.

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

#### Terms of use:

This document is made available under a Deposit License (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual, and limited right for using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute, or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the conditions of use stated above.

## Zwischen Sein und Sollen:

### Moderne Massenmedien als Agenturen sozialer Ordnung

**Zusammenfassung:** Als sozialwissenschaftliches Konzept anonymer Regulierungs- und Herrschaftstechniken ist der Normalismus im Diskurs der Medienwissenschaften unter der Fragestellung aufgegriffen worden, wie es den Medien gelingt, das *Normale* sichtbar zu machen. Die daran anschließende Verinnerlichung bestimmter *normaler* Verhaltensweisen und Gepflogenheiten, deren Existenz in der Untersuchung medialer Präsentationsformen von Normalität immer schon in irgendeiner Form mitbehauptet wird, soll aus der Perspektive einer Philosophie der Moral argumentativ hinterfragt und so ein neues Licht auf die Plausibilität des Normalismus-Theorems als Herrschafts- und Kontrollparadigma mediatisierter Gesellschaften werfen.

Unter dem Begriffspanorama Normalismus, Normalisierung und Normalität sind Regulierungskräfte moderner Gesellschaften beschrieben worden, deren definitorische Gemeinsamkeit darin besteht, dass sie ihre Ansatzpunkte und Wirkungsweisen von denen gesellschaftlicher Normen konzeptionell abgrenzen: Zu den gesellschaftlichen Normen, die in Regeln und Gesetzen manifest werden, treten diese nicht-normativen Orientierungsgrößen, um dem Einzelnen die Möglichkeit zu geben, sich auf der Basis medial zugänglich gemachter Daten mit anderen Personen zu vergleichen und eine Wahl zu treffen, die nicht durch Vorschriften moralischer oder rechtlicher Art determiniert ist.<sup>1</sup>

Der Versuch, Entstehung und Stabilisierung sozialer Ordnung ohne Rekurs auf Kommunikation unter Anwesenden oder auf geltende Normen und Werte erklären zu wollen, geht auf unterschiedliche Konzepte aus dem Bereich der Sozialwissenschaften zurück, die in den letzten Jahren verstärkt seitens der Medienwissenschaften diskutiert worden sind.<sup>2</sup>

1 Vgl. Ellrich, Lutz: »Normativität und Normalität«. In: Christina Bartz, Marcus Krause (Hg.): *Spektakel der Normalisierung*. München: Wilhelm Fink 2007, S. 25–52, hier S. 25 ff.

2 Vgl. ders.: »Die Realität virtueller Räume. Soziologische Überlegungen zur ›Verortung‹ des Cyberspace«. In: Rudolf Maresch, Nils Weber (Hg.): *Raum – Wissen – Macht*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002, S. 92–116, hier S. 93 f.

Namentlich ist es Jürgen Links *Theorie des Normalismus*, die in Anlehnung an die Systemtheorie Talcott Parsons und Niklas Luhmanns Prozesse gesellschaftlicher Selbststabilisierung über nicht-normative Orientierungsgrößen konzeptualisiert hat. Link theoretisiert moderne Industriegesellschaften als verdatete Gesellschaften, die sich zur Kontrolle, Steuerung und Regulierung kontinuierlich routinemäßig und flächendeckend statistisch selbst transparent machen. Im Unterschied zur Normativität stellt sich auf diese Weise kein binäres Schema aus Regelbefolgung oder -verstoß ein, sondern eine graduelle, rein statistische Einteilung des Verhaltens zwischen zwei Extrempolen und dem in der Mitte liegenden Durchschnitt. Das was Link als Normalismus beschreibt, ist folglich nicht wie die Normierung durch Gesetzgebung etc. gesetzt, sondern kristallisiert sich in einer *Zone des Normalen* heraus, die ähnlich zu gesellschaftlichen Regeln und Gesetzen Orientierungswert für die Individuen gewinnt. Während Normen als Gesetze und Regeln nach einer binären Logik funktionieren und dem Verhalten und Handeln der Subjekte vorausgehen, ist Normalität maßgeblich über Nachträglichkeit bestimmt, weil sie auf statistischen Datenerhebungsverfahren beruht, deren Auswertungen über die Massenmedien ihre Verbreitung finden. Und genau an der Stelle, wo die Massenmedien als *Träger des Normalismus*' ins Spiel kommen, haben die Medienwissenschaften Links Theorie-Angebot aufgegriffen und mit der Frage nach der medialen Präsentation von Normalität verbunden. Es geht also darum, wie Massemedien Normalität *ansichtig* machen, wie gehaltvolle Informationen angeboten werden, deren Gewicht und Aussagekraft jeder Medienrezipient selbst bestimmen soll. In Übereinstimmung mit Links kulturhistorischer Rahmenannahme, der zur Folge Normen und Werte im Zuge der Moderne einen gravierenden Funktionsverlust erlitten hätten, auf den die Praktiken des Normalismus' quasi nur ›antworteten‹, hat Lutz Ellrich diesen Prozess einer *herrschaftstechnischen Transformation* aus medienhistoriografischer Sicht in Verbindung mit dem Beginn der medialen Verbreitung von Sozialstatistiken gebracht:

Die Erstellung [...] [von] Datenräume[n], die das erhobene Wissen über Umgangsformen, Verhaltensweisen, Hoffnungen und Erwartungen von Menschen präsentieren, verstärkt [...] eine gesellschaftliche Entwicklung, die bereits im 19. Jahrhundert eingesetzt hat. Computerprogramme führen nur fort, was mit der Nutzung statistischer Methoden zur Selbstbeschreibung der Gesellschaft begonnen hat. Die virtuellen Räume, in denen das Chaos möglicher Daten

zu lesbaren Figuren geformt wird, sind Medien der Transformation einer Ordnung expliziter Normen und Werte in eine Ordnung der Verdichtung, Häufungen, Streuungen und Vernetzungen.<sup>3</sup>

Wenn es vor dem Hintergrund vergangener Diskussionen um die ontologische Dignität des Cyberspace<sup>4</sup> auch sicher reizvoll wäre, unter diesen Vorzeichen nochmals zu fragen, ob die virtuelle Realität des Internets als moralisch entschlackter Raum purer Informationen einen ausgezeichneten Ort für die individualistische Sozialpraxis des Normalismus' darstellt, muss doch an den symptomatischen Befund erinnert werden, den Pierre Bourdieu für die Techniken der medialen Präsentation statistischer Daten gesellschaftlicher Selbstbeschreibung vorgelegt hat. Diese stehen für Bourdieu generell unter dem Verdacht, in der Absicht öffentlich sagen bzw. medial präsentieren zu wollen, was ist, gleichzeitig stillschweigend verstehen geben zu wollen, was sein soll.<sup>5</sup> Insofern die mediale Präsentation von statistischen Daten zu einer zentralen Praktik des Normalismus' zählt, muss Bourdieus Hinweis auf die ›normative Kraft des Faktischen‹ ernst genommen werden. Seine kritische Soziologie hat sich für die normativen Implikationen neutral auftretender Medieninformationen im Hinblick auf ihre Rolle innerhalb einer Inszenierung des politischen Systems im System der Medien interessiert, die bei ihren Zuschauern eine »elementare Zustimmung zur Welt« auslösen soll.<sup>6</sup> Und es ist auch Bourdieu, der mit seinen empirischen Untersuchungen gesellschaftlicher Klassen und deren Rituale der Zugehörigkeit den Zusammenhang von (Klassen-)habitus und Normalisierungsprozessen thematisiert hat.<sup>7</sup> Indem er den Konsumgewohnheiten der Subjekte die strukturelle Kraft zuspricht, durch individuelle Unterschiede des Geschmacks eine symbolische Ordnung mit zu generieren, welche für den Zugang oder Ausschluss der einzelnen Subjekte zu oder aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen verantwortlich sei, verweist er auf die regulativen Kräfte des (Klassen-)habitus, die im Vergleich zu gesellschaftlichen Gesetzen und Normen keinem strengen binären Schematismus unterliegen und dementsprechend auch über keine ›universelle‹ Reichweite verfügen.

3 Ebd., S. 108.

4 Vgl. Münker, Stefan und Alexander Roesler (Hg.): *Mythos Internet*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997.

5 Vgl. Bourdieu, Pierre: *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001, S. 240 f.

6 Ebd.

7 Vgl. Bourdieu Pierre: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999.

Auch wenn bis hierhin immer noch völlig offen ist, inwiefern *Normen des Geschmacks* als Praktiken des Normalismus' verstehbar werden könnten, so führt Bourdieus Befund für das Konzept des Normalismus' doch zweierlei vor Augen: *Zum Ersten* konstituiert sich Normalität keineswegs primär vor dem Hintergrund statistischer Erhebungen, die massenmedial *neutral* präsentiert werden. Vielmehr konstituieren sich im Zeichenverkehr der Massenmedien symbolische Formen, die nicht nur als *Kategorien des Verstehens*, sondern auch als *Kategorien sozialer Ordnung* auftreten. Daraus folgt *zum Zweiten*, dass sich Normativität und Normalität im Paradigma des Normalismus' offensichtlich häufig überlagern und gegenseitig bedingen.<sup>8</sup>

Ein differenzierteres Bild dieser behaupteten Korrelation beider Thesen lässt sich mittels einer eingehenderen Betrachtung der massenmedialen Inszenierung des Normalen gewinnen, wodurch die Ableitbarkeit des zweiten Punktes aus dem ersten verständlich wird. Untersuchungen, die sich mit dem normativen Gehalt in den Darstellungsformen des Normalen befassen, sind hier zu der These einer »Vermischung von Unbestreitbarkeit und Unerreichbarkeit« gekommen.<sup>9</sup> Massenmediale Inszenierungen des Normalen – in expliziter Art präsentiert durch die Zurschaustellung des Alltäglich-Banalen oder implizit vorhanden in der Eröffnung eines Normalitätsfeldes, das sich in Absetzung von Präsentation des Anormalen und Pathologischen zeigt – lassen sich dadurch kennzeichnen, zwar vorzugeben schlicht ermitteln zu wollen, was normal ist, ohne dabei eine wertende Position einzunehmen, gleichzeitig aber dem auf diese Weise erzeugten Faktischen normative Kraft zu verleihen, indem sie das Dargestellte mit einem Ideal der Normalität vergleichen, um so fortwährend ein Ungenügen an der Normalität konstatieren zu müssen:<sup>10</sup>

Normalität wird [...] als unerreichbar vorgeführt, als einerseits hundertprozentige Normalität selbst wieder als anormal, als deviant betrachtet wird, während andererseits selbst in den abartigsten Anormalitäten und den perversesten Pathologien Spuren des Normalen entdeckt werden, die verdeutlichen, dass im Grunde niemand normal sein kann, weil Abweichungen in jedem angelegt sind und nur darauf warten auszubrechen. Diese Unmöglichkeit der Normalität führt dazu, dass sich die unauflösbare Überblendung des Normalen

8 Vgl. Bartz, Christina und Marcus Krause: »Einleitung: Spektakel der Normalisierung«. In: Dies. (Hg.): *Spektakel der Normalisierung*. München: Fink 2007, S. 7–24, hier S. 12 f.

9 Ebd., S. 18.

10 Vgl. ebd., S. 19 f.

mit seiner Inszenierung, welche die mediale Aufbereitung der Normalität kennzeichnet, auf der Seite des Individuums wiederholt und das normalisierte Subjekt es – weil es damit überfordert wäre – weniger darauf absehen kann, normal zu sein, als vielmehr darauf, sich als normal zu inszenieren.<sup>11</sup>

Link selbst hat über den diagnostizierten Zwang zur subjektiven Selbstinszenierung geschrieben, dass dieser Form der Selbst-Normalisierung eine Sonderform der Angst inkorporiert ist.<sup>12</sup> Es ist eine Denormalisierungsangst, d. h. die Angst vor dem unmerklichen Hinübergleiten in den Bereich der Anormalität.<sup>13</sup> Argumentativ hängt sie eng zusammen mit dem Typus des *flexiblen* Normalismus, den Link vom sogenannten *Protonormalismus* unterscheidet.<sup>14</sup> Konträr zur protonormalistischen Strategie, mit der Link die Problematik des normalistischen Kontinuums und der damit bestehenden Schwierigkeit der Grenzbestimmung statistischer Größen und Werte begegnet, bedeutet der flexible Normalismus eine weniger statische Handhabung von Normalitätsgrenzen. Geht es im Protonormalismus vor allem um deren symbolische Verstärkung, so ist die Strategie des flexiblen Normalismus' durch eine Festlegung möglichst breiter Toleranz-Zonen gekennzeichnet, die eine kurzfristige Adjustierung der Subjekte bei unvorhergesehener Dynamik der statistischen Werte ermöglichen soll.<sup>15</sup> Die weichen Übergänge zwischen normal und anormal bedeuten aber auch die Möglichkeit, unversehens die Normalitätszone verlassen zu können, sodass die genannten Denormalisierungsängste, in welcher Größenordnung auch immer, nahezu unvermeidbar scheinen. Für die flexibel-normalistischen Internalisierungsprozesse sei deshalb, wie Hartmut Winkler feststellt, ein hoher Grad an Freiwilligkeit ebenso charakteristisch wie dessen Scheincharakter, ist doch die »Möglichkeit, Orientierung wie gesellschaftlichen Bezug einzubüßen, immer schon Drohung genug.«<sup>16</sup> Die Ambivalenz der Freiwilligkeit drückt sich gerade im flexiblen Normalismus, der

11 Ebd.

12 Vgl. Link, Jürgen: »Grenzen des flexiblen Normalismus?« In: Ders. et al. (Hg.): *Infografiken, Medien, Normalisierung. Zur Kartografie politisch-sozialer Landschaften*. Heidelberg: 2001 Synchron, S. 75–92, hier S. 83 f.

13 Vgl. ebd.

14 Vgl. ders.: »Grenzen des flexiblen Normalismus?« In: Ernst Schulte-Holtey (Hg.): *Grenzmarkierungen. Normalisierung und diskursive Ausgrenzung*. Duisburg: DISS 1995, S. 24–39, hier S. 27 ff.

15 Vgl. ders.: *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, 53 ff.

16 Winkler, Hartmut: *Diskursökonomie. Versuch über eine innere Ökonomie der Medien*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004, S. 184.

keine starren Formen aufweist, sondern die Möglichkeit des Regelverstoßes mit der beschriebenen Denormalisierungsangst observiert, deutlicher aus als im Protornormalismus. Dennoch gilt für beide idealtypischen Strategien der Normalitätsbestimmung, dass sie keinen reinen, *neutralen* Informationsprozess des Subjektes mittels statistischer Verfahren beschreiben, der mit Blick auf die massenmedial dargebotene *Normalität* dann auf wundersame, aber jedenfalls noch ungeklärte Weise zu einer Form einer Selbst-Adjustierung führt. Denn offensichtlich wurde ja, dass der Datenpool der modernen Massenmedien kein neutrales Produkt ist, das ihren Rezipienten zur beliebigen Nutzung offen steht, sondern ein sozial konstitutives Phänomen darstellt, das nicht nur dazu auffordert, zu den medialen Datenströmen Stellung zu nehmen, sondern sich auch nach Ihnen zu richten und mimetisch zu verhalten. Um nun über das bloße Registrieren eines ambivalenten Freiheitsbegriffs hinaus zu gelangen, wird für einen Plausibilitätsnachweis des Normalismuskonzeptes von entscheidender Bedeutung sein, klären zu können, welchen Status genannte ›medieninduzierte‹ Forderungen besitzen.<sup>17</sup> Bezeichnend für diese scheint jedenfalls, dass sie ihren obligatorisch-imperativen Charakter innerhalb medialer Orientierungsmuster latent halten können. Wie undurchsichtig dessen Bedeutungsmacht als sozial konstitutives Phänomen in dem von Bourdieu vermuteten Sinn auch sein mag, argumentativ scheint seine Existenz in Links' Theorie des Normalismus' keine große Rolle mehr zu spielen: Wenn dieser für eine analytische Trennung von Normativität und Normalität eintritt, die für das Verständnis mediatisierter Gesellschaften konstitutiv sei,<sup>18</sup> so scheint mit der gegenteiligen Annahme Bourdieus, die von normativen Implikationen des Normalismus' ausgeht, nicht nur dessen Erklärungsanspruch hinsichtlich der Möglichkeit einer gesellschaftlichen Selbststabilisierung jenseits einer Ära der Moral geschmälert, sondern auch das dazu gehörende Konzept der subjektiven Internalisierung zentral davon betroffen. An ihm müsste sich zeigen lassen, ob normalistische Orientierungspraktiken in ihrer begrifflichen Rekonstruktion ohne normative Vorgaben auskommen und so im intendierten Sinne Links einen eigenständigen Modus sozialer Ordnungsbildung darstellen oder eben nicht, d.h. mit normativen Vorgaben operieren, die als solche unthematisch bleiben.

17 Vgl. Ellrich: »Normativität und Normalität«, S. 30 f.

18 Vgl. Link, Jürgen: *Zum Anteil des Normalismus an der Problematik von Selbstbestimmung und Eigenverantwortung in der Biomedizin. Zehn Thesen*. Berlin: Manuskript 2006, S. 4 f.

Eine Reihe postfreudianischer Kulturtheorien hat den Zusammenhang zwischen Subjektconstitution und gesellschaftlichen Herrschaftstechniken psychogenetisch über die Massenmedien konzipiert.<sup>19</sup> Zur Bildung und Stabilisierung eines neuen »Über-Ichs« wurden medialen Datensätzen hohe Bedeutungen zugesprochen und *Botschaften* aus Internet und Fernsehen mit entsprechend suggestiver Kraft aufgeladen.<sup>20</sup> Bildete in Sigmund Freuds psychoanalytischer Persönlichkeitstheorie die ins Ich introjizierte Vater- und Elternautorität während der Persönlichkeitsentwicklung des Kindes den Kern seines Über-Ichs<sup>21</sup>, so arbeiten diese Theoreme mit dem Analogieschluss, dass in den hoch technisierten Gesellschaften westlicher Industrienationen diese Rolle von den Massenmedien übernommen worden sei.<sup>22</sup>

Empirische Studien aus dem Bereich der Medienwirkungsforschung weisen zwar immer wieder auf die enorme Bedeutung der Medien im Steuerungsprozess individuellen Handelns hin, jedoch bieten sie kaum Anlass, Medien und ihre Botschaften als Über-Ich-Ersatz zu interpretieren.<sup>23</sup> Der Ablauf normalistischer Orientierungspraktiken, die zu einer handlungssteuernden Ich-Formation führen können, scheinen viel zu komplex, als dass sie sich mit einer Vorstellung bloßer Verinnerlichung einer äußeren sozialen Macht rekonstruieren ließen. Die gesuchten Effekte scheinen zudem weniger im Zusammenhang von medial induzierten Ursachen und Reizen als im Prozess der Bedeutungszuweisung von Medienbotschaften seitens der Rezipienten beobachtbar. Als Rezeptionshandlung wären *Medienwirkungen* somit auf die Motive der Rezipienten rückführbar. Solche interpretativen Verfahren der Rezeptionsforschung eröffnen dem Subjekt im Prozess der symbolischen Aneignung von Medieninhalten einen größeren Handlungsspielraum. Für diese Verfahren der Medienwirkungsforschung zur genaueren Untersuchung normalisierender Medienwirkung spricht auch, dass Link selbst das Moment subjektiver Autonomie unterstrichen und darauf verwiesen hat, dass eine flexible Einstellung zu den Daten gesellschaftlicher Selbstbeschreibung ohne eigenständiges Selbst gar nicht möglich sei.<sup>24</sup> Allerdings scheint dies

19 Vgl. Žižek, Slavoj: *Die politische Suspension des Ethischen*. Frankfurt a. M. 2005. Vgl. Ehrenberg, Alain: *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998.

20 Vgl. Ellrich: »Normativität und Normalität«, S. 33 f.

21 Vgl. Freud, Sigmund: »Der Untergang des Ödipuskomplexes«. In: *Gesammelte Werke, Bd. 13*. Frankfurt a. M.: Fischer 2006, S. 392–402.

22 Vgl. Žižek: *Die politische Suspension des Ethischen*. Vgl. Ehrenberg: *Das erschöpfte Selbst*.

23 Vgl. Ellrich: »Normativität und Normalität«, S. 33 f.

24 Vgl. Link, Jürgen: »Von der ›Macht der Norm‹ zum ›flexiblen Normalismus‹: Überlegungen nach Foucault«. In: Joseph Jurt (Hg.): *Zeitgenössische französische Denker: Eine Bilanz*. Freiburg: Rombach Litterae 1989, S. 251–268, hier 266 f.



genau der blinde Fleck in Links Konzept des Normalismus' zu sein. Innerhalb seines Modells normalistischer Orientierungspraktiken bleibt der Begriff subjektiver Autonomie sowie der des Subjektes selbst zugunsten einer strukturalistischen Erklärung der *Medienseite* theoretisch unterbelichtet. Das mag vor allem daran liegen, dass Links Entwurf auf Theoriepositionen zurückgreift, die für handlungs- und subjektzentrierte Konzepte keinen allzu prominenten Platz vorgesehen haben. So modelliert Link sein normalismustheoretisches Internalisierungskonzept als Modus sozialer Ordnungsbildung mit den Mitteln der systemtheoretischen Soziologie; als ein Nebeneinander von unterschiedlichen Spezialdiskursen, die aus der funktionalen Differenzierung von Sub- oder Teilsystemen hervorgehen.<sup>25</sup> Innerhalb dieser Spezialdiskurse gibt es Normalisierungsprozesse etwa dann, wenn die Psychiatrie Kriterien entwickelt, um gegen die verschiedenen Typen von Wahn eine fragile Sphäre von Normalität abzugrenzen.<sup>26</sup> Den Raum zwischen den Spezialdiskursen aber sieht Link keineswegs leer. Er wird eingenommen von einem *Interdiskurs*, der die spezifische Eigenschaft hat, soweit entspezialisiert zu sein, dass er die gesellschaftlichen Teilsysteme vermitteln und aufeinander beziehen kann. Und genau dies scheint auch der Ort für die modernen Massenmedien zu sein,

hat man ihnen doch durchgängig vorgeworfen, klischeehaft, vergrößernd oder unterkomplex – in der Summe also: entdifferenzierend – zu verfahren, und die Differenzierungsgewinne, die in den Einzeldiskursen erreicht werden, systematisch zu unterbieten.<sup>27</sup>

Link spricht den Massenmedien damit eine funktionale Leistung zu, die den theoretischen Prämissen der Systemtheorie diametral entgegensteht, denn er behauptet mit der Verortung des ›Interdiskurses‹ im Bereich der Massenmedien einen Prozess der *Entdifferenzierung*, der komplementär zum Prozess der gesellschaftlichen Differenzierung ablaufe, feststellen zu können.<sup>28</sup> Urs Stähli hat ebenfalls versucht, diese gegenläufige Tendenz am Phänomen des *Populären* zu exemplifizieren und gleichzeitig in die theoretische Matrix von Luhmanns Theorie der Massenmedien zu re-integrieren. So weist das Populäre Stähli zufolge zwar einige Operationsweisen auf, die Luhmann noch dem System der Massenmedi-

25 Vgl. Link, Jürgen: *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, S. 180 ff.

26 Vgl. Winkler: *Diskursökonomie*, S. 185 ff.

27 Ebd., S. 186.

28 Vgl. Link: *Versuch über den Normalismus*, 180 ff.

en zuschreibt, es sei jedoch selbst nicht als operativ geschlossen konzipiert. Vielmehr handele es sich um einen »flottierenden Kommunikationsmodus«, der von unterschiedlichen Funktionssystemen wie der Wirtschaft oder der Wissenschaft genutzt werden könne, um die Attraktivität des kommunikativen Anschlusses an das eigene System zu erhöhen.<sup>29</sup>

Das Populäre erzeuge somit den genannten Interdiskurs, indem es einerseits funktionale Differenzierung durch funktional unspezifische Diskursüberflutung bedrohe, andererseits dienen ihm die verwendeten rhetorischen und affektiven Mittel dazu, die Inklusionsleistungen von Funktionssystemen zu steigern. Dies betreffe nicht das Mediensystem allein. Vielmehr sei das Populäre als transversaler Mechanismus zu denken, der nicht einem einzigen Funktionssystem zugeordnet werden könne, sondern deren Grenzen immer schon überschreite.<sup>30</sup> Verbinde sich mit dem Populären systemisch nicht nur eine auf prinzipieller Offenheit beruhende, ›liberale‹ Inklusionsweise, sondern auch eine ›persuasiv‹ verstärkende, so verstärkt diese den Universalitätsanspruch des Systems, ohne die existierenden Selektionsformen seiner Zugänglichkeit aufzuheben:

Das Populäre wirkt als ›Attraktor‹ für Kommunikation, indem es das System für die Generierung von neuen Kommunikationen interessant macht. Man denke hier etwa an Auftritte von Politikern in Talkshows, um Stimmen zu gewinnen; an Werbung, die neue Zahlungen im ökonomischen System generieren soll; an den Pop-Intellektuellen am Rande des Wissenschaftssystems und die Popularisierungsanstrengungen des Wissenschaftssystems etc. Solche Außendarstellungen weichen häufig von den intern verwendeten Identitätskonstruktionen und anspruchsvollen Reflexionstheorien ab. Sie zeichnet stets aus, daß diskursive Strategien angewandt werden, die das ›Volk‹ oder die ›Leute‹ zu einem imaginären Fluchtpunkt gerinnen lassen – zu einem Bild des Außen des Systems.<sup>31</sup>

29 Stähli, Urs: »Das Populäre in der Systemtheorie«. In: Burkart, Günter und Gunter Runkel (Hg.): *Luhmann und die Kulturtheorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004, S. 169–188, hier S. 170.

30 Vgl. ders.: »Das Populäre zwischen Cultural Studies und Systemtheorie«. In: Udo Göttlich, Rainer Winter (Hg.): *Politik des Vergnügens. Zur Diskussion der Populärkultur in den Cultural Studies*. Köln: Herbert von Halem 2000, S. 321–336, hier S. 334 ff.

31 Ebd., S. 327.

Die populären Inklusionsweisen bewegen sich folglich am Rande funktionaler Differenzierung, indem sie den Universalitätsanspruch der einzelnen Systeme durch persuasiv überformte Inklusionsweisen steigern und dadurch gleichzeitig zur Unentscheidbarkeit der auf diese Weise ausgedehnten Systemgrenzen beitragen. Was Luhmann mit Links und Stähli's Ansatz noch verbindet, ist die strikt funktionale Sicht, sind Interdiskurs, Entdifferenzierung und auch der Begriff des Populären in klarer Weise Funktionen, die wie die normalistischen Praktiken der Vermittlung und gesellschaftlichen Integration zugeordnet werden können.<sup>32</sup> Hartmut Winkler hat in diese Richtung argumentiert und die Entdifferenzierung als Kennzeichen des Normalismus zum Kennzeichen massenmedialer Realitätsproduktion erhoben. Dabei geht er mit Stähli davon aus, dass eine persuasiv verstärkende Inklusionsweise gesellschaftlicher Teilsysteme durch eine Irritation intern bestehender Identitätskonstruktionen erreicht wird.<sup>33</sup> Diese *Methode* populärer oder popkultureller Formate, Aufmerksamkeit durch Einbrüche im Bestehenden zu generieren, deckt sich in gewisser Weise wieder mit der massenmedialen Präferenz für das Sensationelle. Wenden sich Massenmedien doch häufig dem Spektakulären oder Sensationellen zu, das sich gerade durch seine Seltenheit am Rande der statistischen Normalität bewegt.<sup>34</sup> Auch Luhmann geht davon aus, dass die massenmediale Nachrichtenproduktion das Außergewöhnliche, d. h. *Normverstöße* bevorzugt. Diese Normverstöße werden gerade in Distanz zum Gewöhnlichen gesetzt, damit an ihnen der »Code der Moral, also der Unterschied von gutem und schlechtem bzw. bösem Handeln« vorgeführt wird:<sup>35</sup>

In Talkshows wird ausgehandelt, was als ›normal‹ noch gerade akzeptiert werden kann, das Spiel mit Grenzen, Provokation und Übertreibung, provisorischer Normsetzung und ›symbolischer Strafe‹ scheint für die Medien ebenso kennzeichnend wie die Wiederkehr des Immergleichen, die unendlich-zyklische Bestätigung des Normalen zu sein.<sup>36</sup>

Die massenmedialen Inszenierungen des Sensationellen gehören folglich der Praxis der Normalismus an, insofern der Normverstoß wie auch die medialen Dauerdiskurse über Moral in toto der Technik der Wiederholung und wiederho-

32 Vgl. Winkler: *Diskursökonomie*, S. 186 ff.

33 Vgl. ebd. und vgl. Stähli: »Das Populäre zwischen Cultural Studies und Systemtheorie«, S. 329 ff.

34 Vgl. Bartz/Krause: »Einleitung: Spektakel der Normalisierung«, S. 9 ff.

35 Luhmann, Niklas: *Die Realität der Massenmedien*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1995, S. 64.

36 Winkler: *Diskursökonomie*, S. 186.

lenden Bestätigung zuschlagbar scheinen. Laut Winkler gibt dieser Zusammenhang eine erste Antwort darauf, wie der Datenstrom der Mediensphäre nicht nur Informationsaufgaben erfüllt, sondern auch zur legitimierenden Instanz wird, indem durch die statistische Kumulation von Ereignissen moralische Zustimmung oder Ablehnung erzeugt wird. Wie genau es den Massenmedien als *Moralmacher* jedoch gelingen soll, ihre präsentierten normativen Gehalte und Formen zu Standards subjektiver Handlungspraktiken zu transformieren, kann jedoch mitnichten allein mit dem Hinweis auf eine mimetische Technik der Wiederholung erhellt werden. Wenn Massenmedien aber tatsächlich *Normalität produzieren* und diese Funktion im genannten Sinne einer gesellschaftlichen Selbststabilisierung relevant sein soll, muss doch gerade das Problem der Internalisierung medial präsentierter, nicht-normativer Bezugsgrößen mit in die medienwissenschaftlichen Überlegungen zum Normalismus einbezogen werden. Hingegen beschäftigen sich die vorgestellten Überlegungen seiner Anhänger nur mit den medialen Präsentationsformen normativer Gehalte und Standards, die wiederum lediglich Kriterien für *normales* Verhalten liefern sollen.

Wie lässt sich jedoch klären, ob die Theorie des Normalismus' einen *eigenständigen Modus sozialer Ordnung* in den Blick nimmt, wenn sie den Prozess der subjektiven Verinnerlichung von massenmedial präsentierter Normalität nicht eigens thematisieren kann? Die These wird hier sein, dass sie diesen Schritt nur unter Rückgriff auf die bereits bei Bourdieu angeklungenen normativen Implikationen tun kann, deren Mitwirken vom eigenen Erklärungsanspruch des Normalismus' eigentlich ausgeschlossen ist. Dessen normative Implikate lassen sich jedoch über bestimmte *moralphilosophische Positionen* inventarisieren, die es leisten könnten, die ambiguoise Wirkung von Normativität im praktischen Vollzug des *Regelfolgens* überhaupt erst sichtbar zu machen:

Regeln wirken nicht einfach, sondern sie wirken darüber hinaus als normative Gebilde gleichsam zweideutig: in ihrem Wirken ist immer schon mitgesetzt, dass die Person, auf die sie wirken *entweder* regelfolgend *oder* regelverletzend handeln *kann* – aber regelfolgend handeln *soll*.<sup>37</sup>

37 Strub, Christian: *Vom freien Umgang mit Gepflogenheiten. Eine Perspektive auf die Praktische Philosophie nach Wittgenstein*. Paderborn: Mentis 2005, S. 40.

Die Regel wird hier verstanden als ein nicht-materielles Gebilde, das unabhängig davon, wie Personen miteinander handeln, wirkt: Der Sinn einer Regel ist von der Person dadurch gewusst, dass sie ihn auf ihre spezifische Handlungssituation hin interpretiert und auf ihr eigenes Handeln oder das Handeln anderer überträgt und unter dieser Auslegung als regelfolgend bzw. -verletzend, d. h. als gut oder schlecht qualifiziert.<sup>38</sup> Diese moralphilosophische Position soll im Folgenden als *Regelinterpretationismus* bezeichnet werden. Zu ihrer Spezifik zählt, dass die Klärung, wie eine Handlung in einer Handlungssituation aufzufassen ist, von einer einzelnen Person vorgenommen wird. Hierin liegt eine augenscheinliche Gemeinsamkeit mit dem Normalismus, wenn er auf die Frage der Internalisierung von Normalität antworten müsste; die regelinterpretationistische Auffassung von der Praxis des Regelfolgens lässt sich mit der des Normalismus insofern in Analogie stellen, wie beide Praktiken den *privaten Standpunkt* der Interpretation akzentuieren; in der subjektiven Praxis der regelinterpretationistischen bzw. normalistischen Selbstadjustierung hat die Person eine Meinung dazu, wie eine Handlung oder ein Verhalten in einer Handlungssituation bzw. die mediale Präsentation normativer Gehalte und Standards zu qualifizieren sind. Die Interpretation und das Deuten sind damit gleichzeitig eine individuelle und keine gemeinschaftliche Handlung.<sup>39</sup> Wie der Privatheit des Regeldeutens seitens des Regelinterpretationismus eine Form subjektiver Autonomie als konstitutives Moment beigelegt wird, gilt dies nicht in gleicher Weise für normalistische Praktiken. Anhänger des Normalismus argumentieren vielmehr mit Subjektmodellen, die sich an Michel Foucaults machttheoretischer Genealogie des modernen Subjekts orientieren.<sup>40</sup> Verstanden als ein Zusammenspiel von historisch nacheinander entwickelten Technologien der Macht, deren Selbststeuerungskräfte Foucault von der Anonymität der Diskurse aus formuliert, fußt die gesellschaftliche Wirkmacht dieser Technologien zwar immer auf einem gewissen Maß an Freiheit und Freiwilligkeit der gesellschaftlichen Subjekte, Foucault hält die Bedeutung dieser Termini jedoch ambivalent: Er übernimmt die Idee Emil Durkheims, der zur Folge im Laufe des Modernisierungsprozesses sowohl die Individualisierung der Subjekte als auch ihre Vergesellschaftung zugenommen habe. Das anspruchsvolle Programm, neben den repressiven Auswirkungen einer netzwerkartig wuchernden Macht auch gerade die produktiven, subjekt-konstitutiven Effekte darzustellen, führt Foucaults Entwurf einer normalistischen Subjektivation zu einer paradoxen

38 Vgl. ebd., S. 41 ff.

39 Vgl. ebd., S. 43 f.

40 Vgl. Ellrich: »Normalität und Normativität«, S. 50 ff.

Mischung aus Souveränität und Selbstverlust. Aus ihr geht keine Genese individueller Souveränität hervor, die in einer flexiblen und freiwilligen Handhabung sozial erzeugter Daten kumuliert, sondern eine sein Spätwerk kennzeichnende Anverwandlung eines normativen Projektes, das mit der individualisierenden und ratgebenden Moral antiker Ethiken verbunden ist, die von Foucault den totalisierenden, gesetz- bzw. normgebenden Moraltypen des christlichen Mittelalters und der Moderne idealtypisch entgegengesetzt werden.<sup>41</sup> Mit seiner Hinwendung zur Suche nach einer »nachmodernen Lebenskunst« verabschiedet sich Foucaults Spätwerk aus der Fragestellung, wie der schwierige Spagat einer Genese individueller Souveränität des Subjekts aus einer flexiblen und freiwilligen Handhabung sozial erzeugter Daten einerseits und deren Behauptung gegen Ansprüche einer normalistischen Gesellschaft andererseits konzeptionell noch einholbar wäre.<sup>42</sup>

Übernimmt man diesen doppelten Anspruch an einen Subjekt-Begriff und blendet ihn zurück auf den moralphilosophischen Standpunkt des Regelinterpretationismus,<sup>3</sup> so scheint dessen Erklärungspotenzial bereits insofern ausgeschöpft, wie er die Handhabung medial verbreiteter Sozialstatistiken allein der privaten Regeldeutung zuschreibt. Somit kann der Regelinterpretationismus beispielsweise nicht erklären, warum Personen, die den Gebrauch einer Regel erlernt haben, sich so sicher sind, was in Handlungssituationen, die nicht die Situationen sind, in denen die Regel gelernt wurde, getan werden muss und was nicht. Der Regelinterpretationismus beschreibt diese Situation als einen Zustand dauernder Unsicherheit.<sup>43</sup> Jedes Mal wenn sich Personen in einer Handlungssituation befinden, zieht diese ein mehr oder minder kompliziertes Prüfverfahren nach sich, das zu einem Resultat führen muss, wie jetzt zu handeln ist. Diesem Resultat ist jedoch nicht gleichzeitig die Gewissheit mitgegeben, dass der Vollzug der Handlung für die handelnde Person oder andere handelnde Personen in irgendeiner Weise schädlich ist. Auch wenn der Regelinterpretationismus klar voraussetzt, dass es Regeln gibt, die man sich selbst gibt und die nur das eigene Handeln ohne Rücksicht auf das Handeln anderer regeln sollen, so sind doch die meisten Regeln solche, die das Handeln mehrerer Personen aufeinander abstimmen, d. h. das Handeln einzelner Personen in Hinblick auf das Handeln anderer Personen regeln. Aber wie lässt sich dies aus der Perspektive des Regelinterpretationismus behaupten? Jede Deutung einer Regel ist nach dieser moralphilosophischen Position privat. Dies gilt auch für die Interpretation der Regel, die ihr vorausgegangen

41 Vgl. Foucault, Michel: *Die Sorge um sich*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2007, S. 172 ff.

42 Vgl. Ellrich: »Normalität und Normativität«, S. 28 f.

43 Vgl. Strub: *Vom freien Umgang mit Gepflogenheiten*, S. 45 f.

gen ist und so ad infinitum. Die Regeldeutung kann somit in den Augen anderer Personen prinzipiell immer falsch oder fehlerhaft sein. Solange Personen in ihren Regeldeutungen übereinkommen, verläuft diese als soziale Praxis ohne Probleme, d. h. wenn Personen das, was sie in ihrem Alltag oft blitzartig als Routinehandeln tun, genau genug analysierten, dann würde, wenn sie sich unterhielten, herauskommen, dass die privaten Deutungen der Regeln, die einzelne Personen mit ihrem Handeln erzeugen, eben dieselben waren.<sup>44</sup> Andernfalls steht im Regelinterpretationismus private Deutung gegen private Deutung. Der Regelinterpretationismus konzentriert sich deshalb darauf zu klären, welche Durchsetzungsverfahren privater Regeldeutung existieren müssen, damit sich das Problem private Regeldeutung gegen private Regeldeutung gar nicht erst stellt. In diesen Durchsetzungsverfahren müssen alle Mitglieder einer sozialen Gruppe übereinkommen, wenn eine regelgeleitete soziale Praxis dieser Gruppe existieren soll. Aber auch dieses Übereinkommen kann nie garantiert werden, sodass sich auch hinsichtlich der Durchsetzungsverfahren das Problem private Regeldeutung gegen private Regeldeutung durchträgt und das Paradigma der Verunsicherung nochmals untermauert, welches den Regelinterpretationismus kennzeichnet. Die Prädominanz des privaten Standpunktes, das einseitige Abheben auf die Privatheit des Regeldeutens kann nicht plausibel vorführen, wie die soziale Praxis des Regeldeutens die Diskrepanz privater Regeldeutung in ihre eigne Routine in der Weise integriert, dass dieser nicht seltene Fall nicht zwangsläufig zum Zusammenbruch der gemeinsamen Praxis des Regeldeutens führen muss. Es scheint daher notwendig, eine zweite moralphilosophische Position mit in die Überlegung einzu beziehen, die regelgeleitetes Handeln stärker vom Modell des gemeinschaftlichen Handelns her entwirft. Der sogenannte *Regelbehaviorismus* stellt eine solche Position dar, die quasi das Gegenstück zum Regelinterpretationismus bildet. Dem Regelbehaviorismus zur Folge ist eine Regel ein Gebilde, dass dadurch wirkt, dass andere Personen auf das Handeln einer Person reagieren: Vollziehen sie Sanktionen, war das Handeln der Person regelverletzend, vollziehen sie normale Handlungen, war das Handeln regelbefolgend. Regeln wirken hier also nur als ein spezifisches soziales Handeln.<sup>45</sup> Der Regelbehaviorismus hat folglich mit der Routiniertheit, mit der Regeln gedeutet werden und dem Fall, dass in der sozialen Praxis verschiedene Regeldeutungen aufeinanderprallen können, kein Problem. Die Routiniertheit entsteht einfach aus einem Lehrvorgang, der Erziehung zur Regelbefolgung und ihrer entsprechenden Sanktionierung bei Regelverstoß. Das

44 Vgl. ebd., S. 47 f.

45 Vgl. ebd., S. 40.

mögliche Aufeinanderprallen verschiedener Regeldeutungen ist für den Regelbehaviorismus somit lediglich ein Zeichen dafür, dass Erziehung oder Abrichtung als Lehrvorgang noch nicht abgeschlossen sind. Der Regelbehaviorismus muss mit einer solchen Auskunft jedoch immer schon voraussetzen, was der Kern der Bemühungen des Regelinterpretationismus' ist, nämlich dass immer schon allen klar ist, was regelfolgendes und was regelverletzendes Handeln ist. Hier muss er auf eine Autorität, z. B. den Lehrer zurückgreifen, der Handlungen entsprechend qualifiziert.

Solche Autoritäten, auf welche der Regelbehaviourismus auch das Funktionieren des binären Codes moralischen Beurteilens zurückführt, schließen sich für den Normalismus schon von seinen Prämissen einer nicht-binären Codierung von Moral aus. Wird die argumentative Stärke des Normalismus' gerade darin vermutet, nicht die Existenz eines mittels Autoritäten internalisierbaren moralischen Regelwerkes, sondern eines übersichtlichen, handhabbaren Satzes von Bausteinen zur Eigen-Konstruktion eines moralischen Bezugs- und Handlungsfeldes einsichtig zu machen, so müssen diese Bausteine von der Flexibilität ihrer möglichen Anordnung als routinierte Gepflogenheiten verstanden werden, die Gepflogenheiten aller Personen, die in einer Gruppe leben, darstellen. Es sind jedoch gleichzeitig auch Geflogenheiten, die das regelgeleitete Handeln von einzelnen Personen oder Gruppen nicht dazu determinieren, ihnen notwendig und immer zu folgen:<sup>46</sup>

Regelgeleitetes Handeln ist also zu denken als eine gemeinsame Praxis, die gerade nicht in der Weise funktioniert, dass alle auf ihren Part abgerichtet wurden, daß sie gar nicht anders können, und auch nicht in der Weise, daß alle immer neu für sich interpretieren müssten, wie sie ihren Part denn nun eigentlich verstehen müssen.<sup>47</sup>

Man kann den Anspruch an das Erklärungspotenzial des Normalismus' dann in Absetzung vom Regelinterpretationismus als auch vom Regelbehaviorismus ex negativo formulieren, denn letztlich tragen beide das gleiche Malus: Es gelingt ih-

46 Vgl., ebd. S. 55 f.

47 Ebd., S. 55.



nen nicht den privaten Standpunkt des Deutens einer Regel und den öffentlichen Standpunkt der in einer sozialen Gruppe etablierten Gepflogenheit so zu vermitteln, dass weder das eine noch das andere auf der Strecke bleibt:<sup>48</sup>

Der Regelinterpretationismus privilegiert den ›privaten‹ Standpunkt insofern, als er den ›öffentlichen‹ Standpunkt immer nur als Resultat des »Übereinkommens« vieler privater Standpunkte begreifen kann, der Regelbehaviorismus privilegiert den ›öffentlichen‹ Standpunkt insofern, als der ›private‹ Standpunkt letztlich irrelevant ist, zu »Verwirrungen« führt und deshalb ausgemerzt werden muss.<sup>49</sup>

Wie alle Konzepte von Normativität kann auch der Normalismus, der erstere historisch ablösen will, nicht von dieser Problematik normativer Praktiken ausgeklammert werden, sondern muss sie vielmehr konzeptionell überwinden. Mit diesem theoretischen Anliegen steht er unter dem Begründungsanspruch zeigen zu müssen, dass das Übereinstimmen in die soziale Praxis der Regelfolgens nichts anders als das Aushalten der Spannung zwischen privatem und öffentlichem Standpunkt meint, deren permanentes Wechselspiel den Umstand begründet, dass moralische Normen und Regeln kontingente Sachverhalte sind.

Dass sich die Kontingenz moralischer Normen darauf begründet, dass immer die Möglichkeit gegeben scheint, gegen Regeln und Normen zu handeln, ist jedoch nicht allein eine Erfahrung, die Individuen im Laufe ihrer Moralentwicklung machen, sondern zugleich ein kulturhistorisches Phänomen über sich hinauswachsender Mediengesellschaften. Eine wohlverstandene *Medienkompetenz* kann dem Rechnung tragen, wenn sie die instrumentelle Dimension des Handelns ebenso umfasst wie die Dimension der subjektiven Reflexion über Sinn und Zweck von Medieninhalten:

Wie schon Karl Marx zu recht bemerkt hat, erfüllt sich der Sinn des Produktes erst in der Verwendung, und wenn es daran ›mannigfache Gebrauchsweisen [...] zu entdecken‹ gibt, trifft die Verantwortung den, der die ungeplante Verwendungsmöglichkeit entdeckt und nutzt.<sup>50</sup>

48 Vgl. ebd., S. 64 ff.

49 Ebd., S. 65.

50 Rophol, Günter: *Ethik und Technikbewertung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1996, S. 92.